

Nicht auf dem Holzweg

Waldumbau in Zeiten des Klimawandels

Von Bettina Vaupel

Wald, für viele Inbegriff von Natur, ist in Wirklichkeit eine Kulturlandschaft, die seit Jahrtausenden vom Menschen genutzt und stetigem Wandel ausgesetzt ist. „Urwald“ gibt es hierzulande ohnehin nicht mehr. Die deutsche Seele hängt am Wald. Dass es ihm nicht gut ergangen ist in letzter Zeit, ist mehr als ein ökologisches Problem. Heimatlandschaft und Erholungsort, CO₂-Speicher und Biotop, Rohstofflieferant und Wirtschaftsfaktor – was kann und soll der Wald nicht alles sein. Dass Wälder „klimafit“ gemacht werden müssen, ist in aller Munde, „Waldumbau“ das Stichwort. Doch wie funktioniert der eigentlich? Einer der sich damit bestens auskennt, ist Fabian Schreder. Er ist Betriebsleiter Forst der Gräflich Nesselrodeschen Verwaltung in Ruppichteroth. Das Bergische Land ist reich an ausgedehnten Wäldern, ein kleiner Teil davon ist sein Arbeitsbereich, nachhaltige Waldbewirtschaftung sein Tagesgeschäft und seine Leidenschaft.

Eichenverjüngung in einem
geschaffenen Lichtkegel
© Eckhard Wegner





Das Interesse an Wald und Jagd war früh ausgeprägt bei Fabian Schreder: Auf das erste Schnupperpraktikum des 12-Jährigen bei einem Förster folgten viele weitere und schließlich das Studium der Forstwirtschaft. Dass er seinen jetzigen Job mit viel Liebe betreibt, merkt man sofort.

Er ist zuständig für mehr als 3.000 Hektar Waldfläche im Süden des Bergischen Landes. Der Privatwald, der zum Besitz der Grafen von Nesselrode gehört, erstreckt sich über den westlichen Teil des Nutscheid-Höhenrückens. Die Forstwirtschaft hat hier eine jahrhundertelange Tradition, aktiver Waldbau wird seit dem 15. Jahrhundert betrieben. Wie also diese Ressource für die nachfolgenden Generationen erhalten? Der Wald ist hier nicht nur Lebensraum von Pflanzen und Tieren, sondern ganz nüchtern die Grundlage für ein mittelständisches Familienunternehmen. Die wichtigste Säule in diesem Erwerbsforstbetrieb ist die Holzernte für Sägewerke, als Baustoff und für die Möbelproduktion. Nebengeschäft ist der Verkauf von Kaminholz und Wildbret vor Ort. Man wirtschaftet ohne staatliche Förderung, will ohnehin lieber unabhängig bleiben in seinen Entscheidungen.

Trockenstress und Sonnenbrand – der Wald als Patient

Der Wald ist nicht gesund, zeigt mal kleine Wehwehchen, mal heftige Krankheitsbilder. Das große Fichtensterben hat bereits viele Landschaften verändert, unschwer erkennbar auch für Laien. Für andere (Folge-)schäden braucht es schon ein geschultes Auge. Klimawandel, Naturkatastrophen und Schädlingsbefall bedingen einander und haben dramatische Folgen für den Wald. Die Förster sprechen von „Kalamitäten“, wenn sie massenhafte Baumverluste meinen.

Dass Fichtenmonokulturen passé sind, weiß mittlerweile jeder – aus den Fehlern der Vergangenheit hat man gelernt. Als Flachwurzler bekommt dieser Baum als erster Probleme mit



Spezialist im Wald: Fabian Schreder
© Eckhard Wegner

Trockenheit, ist dann besonders anfällig für Sturmschäden und Borkenkäferbefall. Wobei man den Waldbau der Nachkriegsjahre, aus denen viele Altbestände an Fichten stammen, mit den Augen der Zeit betrachten muss. Unter anderem hatten die „Reparationshiebe“ der Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg immense Kahlschläge verursacht. Leicht und schnell anwachsend, war die Fichte die Baumart der Wahl in der Phase der Wiederaufforstung und des Wiederaufbaus.

Doch die extrem niederschlagsarmen Jahre nach 2018 haben auch anderen Baumarten schwer zu schaffen gemacht. Trockenresistenz ist relativ, lernt man aus den Ausführungen des Fachmanns, und Anpassungsfähigkeit auf kurze Sicht nicht immer ein Segen: Die Kiefer – eigentlich ein Baum, der gut mit Hitze und Trockenheit umgehen kann – war hier an ausreichende Niederschläge gewöhnt. Bleiben diese plötzlich aus, leidet eine ältere Kiefer im Nutscheidgebiet dann mehr als etwa eine Heidekiefer in Brandenburg, die immer mit wenig Wasser auskommen musste.



Nach Schäden durch Dürre und Borkenkäfer wurden auf dieser Fläche Lärchen und Douglasien angepflanzt, vereinzelt auch nordamerikanische Küstentannen und Zedern
© Eckhard Wegner

Viele Federn gelassen haben auch die Buchen, insbesondere die älteren Vertreter der Art. Sie können mit extrem heißen Sommern nicht gut umgehen und schaffen es seltener, sich zu regenerieren. Tatsächlich klingt alles sehr „menschlich“, was den Bäumen zusetzt: Sie verdursten regelrecht und werfen vorzeitig ihre Blätter ab. Ohne schützendes Dach droht dann ein „Sonnenbrand“. Die dünne Rinde reißt auf und schält sich – immer mehr Lebendgewebe stirbt ab.

Nur auf das zu setzen, was „schon immer da war und scheinbar hierhergehört“, sei ein Trugschluss, warnt Fabian Schreder. Die klimatischen Veränderungen haben einen Drift ausgelöst, dem sich die Waldbauern stellen müssen. Hatte man früher optimale Bedingungen für die Buche, heißt das nicht, dass das auch noch in fünfzig Jahren gilt. Dass man um einen Umbau vieler Wälder nicht herumkommt, darüber besteht weitgehend Einigkeit. In der modernen Forstwirtschaft setzt man schon länger auf Vielfalt. In dem vergleichsweise überschaubaren Waldgebiet, für das Fabian Schreder zuständig ist, heißt das vor allem: Bewährtes mit neuen Erkenntnissen vereinen und das (Konkurrenz-)Verhalten der Bäume gut beobachten.

Er steht damit nicht allein auf weiter Flur. Die gräfliche Verwaltung folgt den Grundsätzen der Arbeitsgemeinschaft naturgemäße Waldwirtschaft (ANW). Dort befasst man sich mit dem sogenannten Dauerwald. Mittels Monitoring über mehrere Jahrzehnte werden verschiedene Verfahren der Waldbewirtschaftung unter Berücksichtigung der Auswirkungen des Klimawandels auf wissenschaftlicher Basis begleitet. Man erhofft sich davon bessere Grundlagen für eine ökologisch wie ökonomisch nachhaltige Waldwirtschaft. „Im Waldbau denkt man nicht in Jahrzehnten, sondern rechnet in Jahrhunderten!“, so Schreder.



Eichen und Esskastanien in einem Bereich natürlicher Verjüngung nach der Holzernte
© Eckhard Wegner

Er erläutert, wie der Waldumbau hier im Detail angegangen wird. Man vertraut nicht nur allein auf die natürliche Verjüngung, sondern versucht mit gezielten Beimischungen von „neuen“ Baumarten zu steuern. Ein Mischwald mit maximal möglicher Vielfalt ist das Ziel; das dient der Risikominimierung. So hat auch die Fichte weiterhin ihre Daseinsberechtigung, aber natürlich nicht mehr in Reinbeständen.

Freiflächen sind das Horrorszenario für Waldbauern, die Wiederbewaldung ist dann besonders mühsam. Erhöhte Windgeschwindigkeiten verursachen eine rasche Austrocknung des Oberbodens; es gibt kein Waldinnenklima, das die jungen Bäume schützt. Zudem bringt schnelle Verunkrautung einen erhöhten Konkurrenzdruck mit sich.



Der Nutscheid: ein bunter Lebensraum für viele Arten
und ein reizvolles Wandergebiet
© Eckhard Wegner

Hier kann die Europäische Lärche helfen, erklärt Fabian Schreder, als wir auf einer zugigen Höhe stehen, und deutet auf den gelb leuchtenden Streifen. Diese „Vorwaldbaumart“ kommt noch recht gut mit Freiflächen zurecht. Schnell wachsend gibt sie anderen Bäumen Windschatten und produziert ein erstes Waldinnenklima. Lärchen haben einen leichten Samen und können sich gut über weite Strecken verteilen. Ihre Nadeln sind rasch zersetzbar und bieten guten Humus; das Holz ist zudem äußerst widerstandsfähig. Bei der Neuanpflanzung kommen die Pflanzen von zertifizierten Baumschulen – das „Forstvermehrungsgutgesetz“ gibt da enge Richtlinien vor.

Bei der Wiederbewaldung von Schadflächen setzt man mindestens drei verschiedene Baumarten, nimmt aber alles mit, was von Natur aus wächst. So gibt es hier schon Bereiche mit bis zu 18 Baumarten, von denen aber nur drei gepflanzt wurden. Erst später erfolgt die sogenannte Mischwuchsregulation: Dann wird festgelegt, welche Bäume bleiben. An jedem Mikrostandort bedarf es einer individuellen Entscheidung. Steht eine gepflanzte Lärche neben einer aus Naturverjüngung stammender Eiche – wird man vielleicht lieber die Eiche behalten. Seltene

Baumarten haben normalerweise Vorrang. Auch beim Waldumbau gibt es „Minderheitenschutz“. Allerdings kann bei einer zu großen Mischung – gerade zwischen Laub- und Nadelbäumen – das unterschiedliche Wuchsverhalten Probleme bereiten, die man im Blick haben muss.

Fabian Schreder experimentiert auch mit fremdländischen Baumarten, jedoch nur auf sehr kleiner Fläche. Wobei „gebietsfremd“ wiederum relativ ist: Als Fichtenersatz ist die Douglasie beliebt, die vor der letzten Eiszeit schon einmal heimisch war in Europa. Vor fast 200 Jahren wurde sie dann aus Nordamerika wieder eingeführt.

Wirklich neu sind hingegen Zedernarten, wie die Atlaszeder und die Libanonzeder, die jetzt also vereinzelt hier im Südbergischen wachsen dürfen. Doch Schreder ist vorsichtig: Nur auf die Trockenstresstoleranz zu schauen, sei zu kurzfristig. Bei allen Klimaveränderungen werden wir hierzulande immer einen Jahreszeitenwechsel haben, an den diese Exoten nicht gewöhnt sind. Einem Baum, der kein Winterhalbjahr kennt, können Spätfröste schnell den Rest geben.

Natürlich muss er bei seinen Entscheidungen auch immer die Holzverwertung berücksichtigen. Für die Holzindustrie ist ein bestimmter Jahresringaufbau wichtig, den sehr schnell wachsende Baumarten nicht bieten. Tragkraft, Bauzulassung – auch das sind Kriterien, die die Auswahl beeinflussen. Schließlich dient die Produktion dem Klimaschutz: Im Dachstuhl und im Holztisch wird CO₂ langfristig gebunden.



Nachwachsender Rohstoff
auf dem Weg ins Sägewerk
© Eckhard Wegner

Die Wald-WG

Und dann ist da noch das Wild, das bevorzugt an den jungen Bäumen knabbert. Auch hier ist wieder das Auge des Fachmanns nötig: Fabian Schreder zeigt den Wildverbiss an einer mehrjährigen Eiche. Ein Seitentrieb hat sich dadurch als Haupttrieb entwickelt – so etwas wirft eine Pflanze immer wieder zurück.

Zwar gibt es wirksame Mittel, etwa aus Schaffett und Quarzsand, mit denen man die Triebe einpinseln kann; allerdings wäre das hier viel zu arbeits- und kostenintensiv. So dient letztlich die Jagd dazu, die Wilddichte so anzupassen, dass immer noch genug Bäumchen ungestört wachsen können. Selbstverständlich gehört das Wild zum Wald und soll hier seinen Lebensraum haben – es geht einmal mehr um das Gleichgewicht. Das Wildbret wird direkt vor Ort ausschließlich an Privatkunden verkauft, ohne Transportwege; die artgerechte Haltung der Tiere ist allemal garantiert.

Tierwelt und Pflanzen in Einklang zu bringen, den Wald als gleichermaßen sensibles wie multifunktionales Ökosystem zu erhalten, geht mit Nutzung einher. Durch aktive Steuerung und Bewirtschaftung werden hier die Grundlagen für die nächsten Generationen geschaffen. Im Großen wie im Kleinen: Wird eine alte Eiche gefällt, sollte sich der darunter nachwachsende Baum schon gut entwickelt haben und nun das nötige Licht bekommen.

„Man kann Natur nicht unter einer Käseglocke bewahren“, so Schreder. Stilllegungen sieht er kritisch. Mit den Veränderungen im Wald muss man weitsichtig und verantwortungsvoll umgehen, Spielräume zulassen. Das „Neues nicht unbedingt schlechter“ sein muss, ist da wohl die gesündere Einstellung als sich jeden Tag mit der Last einer Mammutaufgabe konfrontiert zu sehen. Er und seine Mitstreiter verstehen sich als „Verwalter auf Zeit“, die den Wald zum Schutz von Klima, Mensch, Umwelt und Landschaft im besten Fall optimiert in die Zukunft führen.

Burg Herrnstein in Ruppichteroth,
Sitz des gräflichen Forstamtes
© Eckhard Wegner

